

Klänge von oben ^{FR} 3.4.07

Die Berliner „MaerzMusik“

VON GEORG-FRIEDRICH KÜHN

Das Beste hob man sich auf für den Schluss. Jenes Stück der Schweizer Komponistin Me-la Meierhans mit dem seltsamen Titel *Tante Hänsi - Ein Jenseitsreigen*, in dem sie grübelt über Leben und Tod. Erzählt wird in auf Übertiteln übersetztem Innerschweizer Dialekt, wie man umging früher mit den Toten: Wie man versuchte, langsam von ihnen Abschied zu nehmen im häuslichen Kreis; welche Vorkehrungen man traf, dass sie nicht als „Untote“ wiederkehren. Auch was die Frauen tun konnten, wenn sie Kinder nicht wollten; oder wie man Totgeborene in den Sarg von „regulären“ Toten mit hineingab, um ihnen als Ungetauften eine Bestattung zu ermöglichen; wie man im Winter Tote auch schon mal bis zur Schneeschmelze kühlte, und was passieren konnte, wenn man vergaß, wo sie gelagert waren.

Geschnitze Totemfiguren verstärkten in diesem Klangtheater optisch den Eindruck. Meierhans kontrastiert die Erzählungen mit den barschen Anordnungen, wie der Tod heute klinisch sauber zu verwalten ist. Und sie untermalt dies mit einer modernen Ton-sprache von Alphorn, Akkordeon, Klarinette und Stimmen. Eingebettet darin sind Intonationen des Jodlerklubs Wiesenberg aus der Innerschweiz. Dessen Bergbauern, Förster, Handwerker traten mit Händen in den Hosentaschen auf – damit durch die erhöhte Körperspannung die hohen Kopflagen besser kommen –, mimten den Leichen-umtrunk und wurden mit Beifallsstürmen belohnt.

Festival für „aktuelle“ Musik heißt die Berliner „MaerzMusik“ im Untertitel. Nicht nur auf „neue“ Musik ist sie abonniert. Auch aktuelle Strömungen in den musikalischen Zwischenbereichen will sie aufgreifen. In diesem Jahr war das der Alpenraum unter dem Motto „Alpenmusik-Stadtmusik-Turmmusik“. Im Zentrum standen Komponisten aus der Schweiz, aber auch aus Österreich, Italien, Slowenien und Deutschland. Untersuchen wollte man das Wechselspiel zwischen Ländlichem und Städtischem, Bergwelt und Urbanität, Naturklängen und Geräuschkulisse.

Berichte aus der Innerschweiz:

Wie man Tote bis zur Schneeschmelze kühlte, und was passieren konnte, wenn man vergaß, wo sie gelagert waren.

Im Festspielhaus konnten die Besucher das Alpenrelief erklingen lassen. Georg Nussbaumer hatte im Foyer aus Radar-Stimmgabeln, wie man sie mal zum Blitzen von Verkehrssündern nutzte, ein Gipfel-Panorama im Maßstab 1:33 000 gehängt. Im Bühnenturm hatten Klaus Lang und Claudia Doderer ein Environment installiert, bei dem man im Liegen die Klänge eines fast unsichtbaren Orchesters von Brucknerschen Weiten auf sich einwirken lassen konnte. Vermitteln wollte das etwas von dem, was die Alpen wohl früher bedeuteten und wie es Georg Simmel in einem Essay vor hundert Jahren beschrieb: „das Chaos“, die „ungefüge Masse des Gestaltlosen“, aber auch das zum Himmel aufragende „Transzendente“.

Walking in the Limits nennt der Komponist und Textautor Heinz Reber ein Stück, das in der Volksbühne uraufgeführt wurde. Erzählt wird von der Beziehung eines Schweizers mit einer Ostberlinerin in Mauerzeiten. Gezeigt wird der Blick aus einem Hotelturm am Alexanderplatz. Bilder huschen vorbei, Gedanken, Sätze. Zu minimalistischer Szene mit drei Figuren spielen zwei Geigerinnen und ein Kontrabassist eine schemenhafte Musik wie Chiffren. Allmählich entleert sich die Bühne, die Erinnerungen verflachen, verebben. Ende einer Freizeit-Liebe im Hotelzimmer.

In die Historie zurück blendete auch Georg Klein. Er hatte auf einem Grenzturm der früheren Berliner Sektorengrenze eine Video-Installation eingerichtet, wo er die Turm-Symbolik als Machtfaktor demonstrierte. Einen besonderen Gag hatte sich Moritz Gagern ausgedacht. Um das Festival-motto ins hauptstädtische Ambiente zu übersetzen, lud er die Besucher auf 207 Meter Höhe ein ins rotierende Restaurant des Berliner Fernsehturms. Dort konnte man beim Blick nach draußen die nächtliche Stadt kreisen sehen, beim Blick nach innen glitten die Musiker an einem vorbei. Die waren ringsum platziert mit dem Rücken zum festen Kern des Turmrestaurants. *Babylonische Schleife* nannte Gagern seine Charles Ives variierende Anordnung von Musik im Stadt-Raum.

Dazu gab es Filme, ein Schulprojekt, Ab-stürze – und auch ganz „konventionelle“ Konzerte. Die jetzt in Wien lebende, in ihrer Bedeutung doch wohl überschätzte Israelin Chaya Czernowin stellte erstmals den Gesamtzyklus ihres Triptychons *Maim* für großes Orchester vor, eine vor allem durch erratic „blökende“ Bläserchöre wirkende Musik aus der Zeit nach dem September 2001.

Erstmals in Berlin zu hören war das Genfer Ensemble Contrechamps mit der vorzüglichen jungen Sängerin Mélody Louledjian und den witzig-leichtfüßigen *Tracasseries* von Claire-Mélanie Sinnhuber. Und es gab Konzerte von Ensembles, die auf neue Weise umgehen mit der Schweizer Folklore, wie etwa das Basler Duo „Stimmhorn“. Es nähert sich dieser Tradition leicht ironisierend, mischt Alphorn, Akkordeon und Jodler mit Fernöstlichem, entdeckt so in der heimischen Folklore Klangqualitäten auch für ein weltläufiges Publikum von heute.